



Frei und Sakramentskapelle;
Foto: W. Wiesler, Lippstadt.)

Turner der Reichsbahn
Jugend zusammengekommen,
ein ins Leben zu rufen.

Frei und Sakramentskapelle wurde
Reichspost dem Postassistenten
verliehen und durch Postmeister

Der Schweinemarkt war mit
den folgende Preise festgesetzt:
16. M. 8 Wochen alte 16-20 M.
er Handel war sehr flott, so daß
dem Rindviehmarkt herrschte
in Rindern gering war.

hburg berufen. Der Geschäfts-
handel, Kreisgruppe Lipp-
st mit sofortiger Wirkung bis
und Planungsarbeiten an die
urlaubt.

hweinemarkt wurden folgende
e Tiere bis 11 M. 6-7 Wochen
e 14-17 M. 8-9 Wochen alte
en 20-24 M. 10-12 Wochen alte
en 60-65 M.

der Toten

81 J.
el, 80 J.; Wwe. Elisabeth
70 J.; Jüngling Martin

Lippstadt; Stellvertreter: Otto
Politik und Unterhaltung; Emil
Joachim Koziolek (z. Zt.
Meyer, Lippstadt; Bilder: die
lichen und Anzeigen: Otto
C. Jos. Laumanns, Lippstadt.
vom 1. Mai 1940 gültig.)

chspiele

27. Oktober
und abends 7 Uhr

Die „Liebesschule“
ist eröffnet! Wer
möchte da nicht mit
dem größten Ver-
gnügen noch mal die
Schulbank drücken?
Zumal der Lehrstoffs
so sympathisch, der
Lehrkörper - Luise
Ulrich, Viktor Staal,
Johannes Heesters -
so liebenswürdig und
der ganze Lehrgang
so anschaulich und
amüsant ist.!

n haben keinen Zutritt

Wochenschau

TAGS-VORFÜHRUNG

heimatzeitung!

ettlassen

RM. 2.90. In allen Apotheken.
rätig in Lippstadt: Einhorn-
heke und Engel Apotheke

Drucksachen aller Art
liefert die Bühren Zeitung

geholfen!
Meine Hühneraugen
bis ich los du ch
„Lebewohl!“
Bleich (8-Bakter)
65 -lg. in Apothe-
ken und Drogerien
Sicher zu haben:
gerie Steltmann, Bühren.



Der illustrierte Sonntag



Nummer 43

Sonntag, den 27. Oktober 1940

9. Jahrgang

Vertrauen

Von Anton Holzner

Wenn man eine große Fabrikanlage oder ein mächtiges technisches Meisterwerk bewundert, dann staunt man immer wieder darüber, mit welcher Feinheit die einzelnen Räder und Glieder aufeinander abgestimmt sind und ineinander übergreifen. Unendlich feiner als die komplizierteste Maschine ist der Organismus der menschlichen Gemeinschaft. Auch hier muß ein Glied das andere ergänzen, auch hier müssen alle Glieder zusammen spielen und ineinandergreifen.

Die Voraussetzung und der Garant für ein geordnetes und fruchtbares Zusammenarbeiten der einzelnen Kräfte jeder menschlichen Gemeinschaft ist das Vertrauen.

Der Ausgangspunkt allen menschlichen Vertrauens ist das Selbstvertrauen. Menschen, die kein Vertrauen zu sich selber haben, die persönlich unsicher und halslos sind, werden stets auch ihren Mitmenschen mit Argwohn und Mißtrauen begegnen. Aus dem Glauben heraus, daß Gott den Menschen in dieses Leben gestellt hat, damit jeder an seinem Platz das Schöpfungswort des Allmächtigen erfülle, gelaste und vollende, muß der Mensch einen ungeheuren inneren Halt, ein gewaltiges Selbstvertrauen, eine ganz große Selbstsicherheit besitzen. Dieses Selbstbewußtsein, das besonders dem nordischen Menschen im Blute liegt, gibt die Kraft zu den kühnsten Taten, den Mut zu den schwersten Opfern, die Fähigkeit für die schwierigsten Aufgaben und die Aufgeschlossenheit zur Bejahung alles Großen und Schönen in diesem Leben. Dieses Vertrauen und die Kräfte des Blutes, des Geistes und der Seele kommt in der inneren Haltung und in den Taten zum Ausdruck und spiegelt sich im klaren, selbstsicheren Blick des Auges und in den Bewegungen und der Haltung des Leibes wider. Mit rein äußerem Drill und gewollter äußerer Zuchtigkeit des Auftretens allein kann man freilich die Gesamthaltung des Selbstvertrauens nicht vortäuschen.

Wer kein Selbstvertrauen besitzt, wird sich selbst immer wieder zur Qual werden, in jeder Gemeinschaft aber, vor allem in Stunden der Gefahr und der Entscheidung, eine Last und ein Hemmnis sein. Orientalische Selbsterniedrigung, slavische Unterwürfigkeit und nervöse Minderwertigkeitskomplexe müssen als Hauptfeinde des gesunden Selbstbewußtseins entschieden und zäh bekämpft werden.

Nur wer Selbstbewußtsein besitzt, kann auch ein natürliches Vertrauen auf den Mitmenschen haben. Wer Selbstvertrauen besitzt, muß aber auch ein gesundes Vertrauen zum Mitmenschen haben, wenn nicht sein Selbstvertrauen zu dummer Überheblichkeit ausarten soll.

Das Vertrauen gegenüber den Mitmenschen richtet sich in erster Linie gegen die Angehörigen der eigenen Sippe, gegen die Kameraden der gleichen Arbeits-, Adress- und Berufsgemeinschaft und gegen die Volks- und Rassegenossen. Das Vertrauen zu ihnen entspringt denselben natürlichen, biologischen Gesetzen, wie das gesunde Selbstvertrauen.

Vertrauen ist innerhalb jeder natürlichen Gemeinschaft nicht eine Gabe, die man von oben herab gnädig schenkt, sondern eine selbstverständliche Pflicht, die man jedem Glied dieser Gemeinschaft schuldig ist. Es gibt Menschen, die warten immer erst, bis sich Vertrauen bewährt hat,



Das Gesicht des Flugzeugführers (PK-Zeichn. Knud Knudsen / Scherl Autoflex)

die behandeln das Vertrauen wie ein Geschäft, die sind so lange mit Mißtrauen erfüllt, bis sie selbst Vertrauen geerntet haben. Diese Menschen untergraben jede Gemeinschaft. Mit ihrem ständigen Mißtrauen zerstören sie im Laufe der Zeit jedes menschliche Vertrauen. Sie tragen selbst die Schuld daran, wenn ihr ursprünglich unberechtigtes Mißtrauen allmählich berechtigt wird und sie selbst schließlich an Stelle des natürlichen Vertrauens nur noch Argwohn und Mißtrauen ernten. So reich und herrlich aber das Vertrauen jede Gemeinschaft und jeden Einzelmenschen befruchtet, so ähnd, zerstörend und zerstörend wirken Argwohn und Mißtrauen. Sie können das blühendste Leben erstickend, die innigsten Bande zerreißen, die schönsten Freuden vergiften und alle Erfolge vereiteln.

Jedes Vertrauen muß Proben bestehen können, es muß sich auch bei Enttäuschungen bewähren. Es gibt Menschen, die werden mißtrauische Feinde der Gemeinschaft, wenn sie einmal eine große Enttäuschung erlebt haben, wenn ein Mensch einmal ihr Vertrauen nicht erfüllt oder gar häßlich mißbraucht hat. Der natürliche deutsche Mensch weiß, daß es unter Menschen immer auch Schattenseiten, Fehler, Schlechtigkeit und Minderwertigkeit geben wird. Durch diese menschliche

Tragik kann und darf aber sein aus den Gesetzen des Blutes und Lebens fließendes natürliches Vertrauen keine Erschütterung erfahren. Es mag in manchen Stunden der Enttäuschung schwer sein, sich das Vertrauen unvermindert zu erhalten. Der Sieg des Vertrauens wird aber immer ein Sieg des deutschen Blutes sein.

In jeder Gemeinschaft haben Führung und Gehorsam das gleiche Recht und dieselbe Pflicht zum gegenseitigen Vertrauen. Beide sind verpflichtet, dieses Vertrauen stets voll innerer Bereitschaft zu schenken, selbst mit dem Vertrauen zu beginnen und nicht erst vom anderen Vertrauen zu fordern.

Vertrauen ist nicht nur eine der heiligsten Verpflichtungen der Gemeinschaft, Vertrauen ist auch gleichzeitig eines der schönsten Geschenke der Gemeinschaft. Es gehört zu den glücklichsten Stunden im Menschenleben, wenn sich in einer großen Gefahr oder bei einer harten Probe echtes Vertrauen bewährt hat. Es ist eine der besten Auszeichnungen für einen Menschen, wenn man ihm reifloses Vertrauen zuspricht und schenkt. Vertrauen gehört zu den Grundvoraussetzungen natürlicher menschlicher Haltung. Vertrauen ist ganz besonders eine Zierde des deutschen Wesens.

Nun geht aber der Soldat nicht mit zagen Schritten durch fremde Häuser, der Krieg beseitigt solche Hemmungen recht schnell. Hier aber schien es dem Unteroffizier, als seien die Bewohner nur eben hinausgegangen und mühten jeden Augenblick vor ihm im Türrahmen erscheinen. So deutlich war noch der Atem derer zu spüren, die vor dem in diesem Raum lebten. Er nahm auch dieses Erlebnis in sich auf und hielt die Türklinte schon in der Hand, wieder auf die Straße zu treten, als seine Blide festgehalten wurden von rosafarbenen und zartweißen Briefen, die achlos an der Erde verstreut lagen. Er hob einen dieser Briefe auf zögernd zuerst, entschlossen dann, entann sich seiner englischen Sprachkenntnisse und las, laß Stunde um Stunde und wenn ihm auch der Gedanke kam, daß es wohl nicht richtig sei, auf diese Weise in die Geheimnisse anderer Menschen einzudringen, auch wenn sie zu den Feinden zählten, so war er doch so gebannt von dem Inhalt der Briefe, daß er sich nicht sogleich von ihnen losreißen konnte. Es waren Briefe zärtlichsten Inhalts, geschrieben von Dore, Gladys, Merle, Barbara, Betty, Mary, Francis, bestimmt für Dorian, Fred, Duff, Dick, Richard, Mac und William. Briefe, die der deutsche Soldat nicht am Herzen trägt, kostbare Gesandnisse reiner, heißer Liebe von Müttern, Frauen, Bräuten, Kindern. Darunter Kreuz an Kreuz, Küsse, mein lieber Charles! Seiße Küsse von Deiner Maud! Küsse ohne Ende. Kreuz an Kreuz. Eine halbe Seite lang. Und jetzt, der Unteroffizier fand zur Wirklichkeit zurück - Kreuz an Kreuz auf englischen Soldatengräbern, unsichtbare Kreuze über dem Meer . . .

Krieg ist Krieg! Der Soldat kann nicht seinen Feinden nachtrauern. Morgen schon kann es ihn selber erwischen! So dachte der Unteroffizier und riß sich gewaltsam aus dem Bann, in den ihn die Briefe getan. Er ließ sie zurück, ging auf die Straße und fand sich um ein weiteres bei seinen Kameraden wieder.

Abends, als man bei flackerndem Kerzenlicht beisammen saß, las er wie von ungefähr noch einmal die Briefe seiner Braut, die Zeilen seiner Mutter. Auch hier hatten Herzen die Feder geführt, und es kam dem Unteroffizier in den Sinn, daß dies in England nicht anders gewesen sein mochte. Und er grübelte, was wohl dennoch die Briefe voneinander unterscheiden. Er fand die Lösung nicht sogleich. Erst als er wieder auf die Briefe in seiner Hand blickte und die gute Handschrift der Mutter las: „Was auch kommen mag, mein Junge! Es ist nötig, daß Du Soldat bist! Deutschland wird siegen! Und - Du warst dabei!“ Und er las die stolzen Worte seiner Braut: „Aber keine Angst! Meine Hände haben sich längst an die harte Arbeit gewöhnt! Wenn Du wochenlang kein Bett siehst, wenn die Gefahr um Dich ist, wenn Du mit dem Tod auf du und du siehst, dann will ich wenigstens arbeiten mit aller Kraft, die in mir wohnt!“

Das war es! Das hatte er in keinem der rosafarbenen Briefe von heute nachmittag gelesen. Und es war ihm erneut Symbol für den Sieg der deutschen Sache, die allen Widerständen trotzen muß! Denn sie ist die Sache des ganzen Volkes!

Das große Jahr

Wir haben dich nie so tief erkannt,
wir haben dich nie so stolz genannt
wie in diesem Jahr,
das dein schwerstes war:
Deutschland!

Aus den Wäldern im Osten grinst der Tod,
in Polen war der Herbst blutrot
von tosendem Krieg,
doch dein war der Sieg:
Deutschland!

Im Norden dunkelte Fels und Meer
es hallten sich Wolken blitzschwer
doch zur rechten Zeit
warst du bereit:
Deutschland!

Als der Erzfeind voller Lug und Trug
aus Flandern heimlich nach dir schlug,
ward er zunicht
durch dein Gericht:
Deutschland!

Und wenn der Teufel dieser Welt
die Hölle uns entgegenstellte,
du brichst die Macht
in letzter Schlacht:
Deutschland!

Wir haben dich nie so tief erkannt,
wir haben dich nie so stolz genannt
wie in diesem Jahr,
das dein größtes war:
Deutschland!

Fritz Thost

Verstreute Briefe / Skizze von Werner Respondek

Es war in den ersten Maitagen dieses Kriegsjahres, daß ein junger deutscher Unteroffizier, der im Norwegen-Feldzug mit heißem Herzen und gutem Mut seine Feuertaufe erhalten hatte, in das Kampfgebiet von Andalsnes kam. Hier war vor wenigen Stunden noch ein Stützpunkt der Briten gewesen, aber nun befanden sie sich auf überfluteter, kopfloser Flucht vor den tobenden Bomben der deutschen Luftwaffe, deren Wirkung ihnen jede Ueberlegung genommen zu haben schien. Aufrag und Waffenehre und die selbstverständliche Treue dem Verbündeten gegenüber galten nichts mehr, da das Verderben ihnen so dicht am Nacken saß. Sie rafften zusammen, was ihnen wichtig erschien und hasteten dem, wie sie hofften, rettenden Hafen entgegen. Viele von ihnen blieben am Wege, verwundet oder erschöpft, wenige sahen die Insel wieder. Sie mögen dann zu jenen gezählt haben, die wenige Tage später ein hoher britischer General mit den Worten begrüßte: „Dieser Rückzug war genial. Er wird für ewig in der Geschichte lebendig bleiben!“ Wovon der Briten überzeugt sein kann, wenn die Geschichtsschreiber des neuen Europa diesen Worten auch einen anderen Sinn geben werden.

Hier nun stand der Unteroffizier, das Herz voll von dem Erlebnis der letzten Tage, stolzen Sinnes über den Sieg der Deutschen und dankend erfüllt gegen das Schicksal, das ihn solches erleben ließ. Durch Dunst und Rauch fanden seine Augen zu den steilen Bergen, von deren Kuppen weithin der Schnee leuchtete.

Hier unten der Krieg und seine Wehen, brennende Häuser, verkohlte Tommes, zersplitterte Wagen, verlassene Geschütze, herrenlose Gewehre, weggeworfene Tornister - dort oben, nahe dem Himmelszelt, stolze Erhabenheit, königliche Würde, ein Bild von erschütternder Gewalt, das sich mit tiefer Eindringlichkeit in das blutjunge Herz des Unteroffiziers einbrannte für alle Zeiten.

Er atmete tief, seiner inneren Erregung Herr zu werden und ging über Schutt und Geröll in das zunächst stehende Haus. Auch hier, wie an der Straße, das Bild eiligster Flucht. Noch stand ein feudales Essen auf dem Tisch, Flaschen mit Obstsaft, ein appetitliches Dessert, aber die Tafel war unberührt. Die Stühle lagen umgeworfen, Schranktüren standen geöffnet, Tischkästen weit aufgezogen.



Einen Gruß an die Heimat (B. Zwiener)



Heimkehrende Schafherde

(Scherl / M)

Herbstfahrt mit der Bauernkutsche

Die moderne Technik spiegelt sich kaum deutlicher wider als auf der Landstraße: Autos jagen dahin, Motorräder rasen durch die Gegend und lassen Reite und Ferne dichter beieinander rücken; die Welt scheint kleiner und kleiner geworden zu sein. Doch der Krieg hat auch hier wie in vielen Dingen eine Wandlung gebracht. Er hat die alte Bauernkutsche wieder entstehen lassen aus der „guten alten Zeit“, mit der früher ganze Familien der weit von Kirchhöfen Westfalens entfernt liegenden Bauerngehöfte ins Dorf fuhren und hier ausspannten. Sie gibt uns wieder die Möglichkeit zu geruchsamem Fahren durch die Landschaft; wir hören keinen Motorenlärm mehr und sprechen, wenn wir in ihr durch die Gegend hupern, nicht mehr von hohen Geschwindigkeiten und von vielen PS und Vollgas, sondern nehmen uns einmal Zeit für die kleinen bescheidenen Dinge, die das Leben uns bietet: Wir können einen Blick werfen in das Antlitz der Natur, die uns gerade in diesen Tagen so reichlich bekennt.

Da kommt sie auch schon angefahren, die gute alte Kutsche. Flora, der treue Safermotor, wiehert freudig in den sonnigen Herbsttag hinein. Die blinkenden Nadeln und die geschmackvolle Lackierung geben diesem für unsere Zeit so langsamem Vehikel sogar ein gutes Aussehen. Der Bod ist heruntergeklappt und durch einen Schlitze läuft die Leine in das Wageninnere, so daß auch von hier aus gesteuert werden kann. Es war ein sogenannter „Selbstfahrer“ mit einem rundherum aufklappbaren Verdeck. Voll froher Erwartung nehmen wir Platz. Der Bod wird hochgeklappt und bald gibt ein lustiger Reitschall das Signal zur Abfahrt.

Der Bauer selbst hat das Amt des Wagenlenkers übernommen. Er strahlt vor Freude und Vergnügen und schmunzelt beim Durchfahren der Stadt hoch vom Bod aus auf die unter ihm daherschießenden Autos. Solpernd erreicht der Wagen den Ausgang der Stadt. Motorradfahrer eilen an uns vorbei; sie waren wie angestarrt auf ihren Maschinen, die mit ihnen davonschossen.

Sie sahen nicht, was jene, die in der Bauernkutsche saßen, an diesem köstlichen Herbsttag alles in sich aufnahmen: Ein Spalier von Ziersträuchern mit korallenroten Beerensträuchen, hinter ihnen leuchteten grün behüllte Rübenrüben und die braunen Schollen bereits umgepflügter Äcker. Je weiter wir fuhren, um so überraschender waren die oft wechselnden Kontraste der herbstlichen Farben. Um eine Wegbiegung lockte der Wald mit seinen verschwiegenen Wegen. Die Baumkronen wölbten sich über ihm wie bunte Wolken und viele Blätter waren schon in die blauen Töne der Vergangenheit getupft, als ob der Herbst, früher als sonst, seinen Einzug gehalten hätte. Es gab außer fahlem Grün zitronenfarbenen und goldgelben, beige und kupfernen, rostrot und erdbraun leuchtende Blätter.

Da kam ein guter „Verwandter“ unserer Bauernkutsche uns entgegen. Er war ein wenig leichter gebaut und einer von den typischen „Doktorwagen“ und anscheinend später in häuslichen Besitz übergegangen. Diese Gattung von Wagen genoss auf den Dörfern einst großes Ansehen, denn in ihnen machten die Ärzte ihre Krankenbesuche. Sie bieten in ihrer ganzen Art ein Bild behäbiger Vornehmheit. Später wurden jedoch auch sie von den Autos verdrängt. Rumpelnd zog der Wagen, mit einem gut genährten Adergaul bespannt, vorbei. Einen freundlichen Gruß wechselten seine beiden Insassen mit uns, die wohl eine Einkaufsfahrt in die Stadt unternahmen.

Weiter ging unsere Fahrt durch das herrliche westfälische Land. Wie süßliche Pinien schwankten die schirmartigen Kronen der Kiefern auf schlanken Stämmen, die mit Tannennadeln wechselten. Aus der kühlen Dämmerung ihrer immerwährenden Schatten wehte es wie ewigleuchtendes. Das

Streb' in Gott dein Sein zu schlichten.
Werde ganz, so wirst du stark;
All dein Handeln, Denken, Dichten
Quell' aus einem Lebensmark.
Niemand magst du reinsten Mutes
Schönes bilden. Gutes tun,
Wenn dir Schönes nicht und Gutes
auf demselben Grunde ruh'n.
Emanuel Geibel.

Zwergengeschlecht der Pilze liebt diese Atmosphäre, und überall auf dem polsterbilden Nadelboden züngelten die zierlichen, dottergelben Stämmchen des Ziegenbarts. Aus dem Garten eines einsamen Bauernhauses rief es herbstlich nach abgebrannten Kartoffelstücken. Es war ein besinnliches Fahren: Die Kutsche ruhte, der ganze Körper war entspannt, und dennoch genossen die Augen das Glück des Wanderers.

Als wir wieder heimwärts fuhren, war es schon fast Nacht, und fremd und spukhaft verzauert schien alles. Die Bäume an der Landstraße taumelten wie Schlafwandler an uns vorbei. In den streng verdunkelten, fast schlummernden Dörfern schlichen die Kagen, aus den Ställen hörte man das Bläsen der Kühe. Durch eine dicke Nebelwand, die sich wie ein Schleier über die Landschaft breitete, erreichten wir wieder die Stadt. Unser Wagenlenker aber flatterte am Ziel behende vom Bod. Mit einer etwas altväterlichen Anmut öffnete er den Wagenflap und läßt uns aussteigen. Wir spüren nicht mit dem Lob über die Herbstfahrt durch die westfälische Landschaft, die uns seine gute alte Bauernkutsche vermittelt. Denn gerade jetzt, wo das Autofahren eine Seltenheit geworden ist, ist die Liebe zu diesem alten Fahrzeug wieder erwacht.

Die Fahrt rief Erinnerungen an unsere Kindheit wach, in der es nichts Schöneres gab, als einmal in einer Kutsche zu sitzen und durch die Gegend zu fahren. Schon lange vorher freute man sich auf diesen Genuß. Wie schön war es, nach einer Eisenbahnreise früher zwischen den flach und weit schwingenden Feldern des Landes von einem kleinen Bahnhof aus zu dem wie eine Waldinsel auf dem welligen Meer veranfertigten Dorf zu fahren, mitten in ein Paradies von Blumen und Obstbäumen hinein! An diese seltsame Zeit wurden wir erinnert durch diese Herbstfahrt in der Bauernkutsche, die ein Geschenk und ein Erlebnis zugleich war.

Wir freuen uns mit den Landleuten, daß die gute Kutsche mit all ihrer behäbigen Romantik wieder zu Ehren gekommen ist — genau so wie damals ...
Hans Bunker, Lippstadt.

Jagd auf den Gamsbock / Von Forstmeister Hans-Olaf von Bonin-Ponitz

Bisher war nicht vielen Jägern des Altteils das Glück beschieden, auf Gams, diese Wildart, die bis zu den höchsten Höhen des Alpengebirges vorkommt, zu jagen, da nur wenige Jagdreviere in Bayern Gamsgebiete sind. Erst mit der Ostmark kamen viele schöne Reviere hinzu, die starke und stärkste Gamsbestände aufweisen und schon immer von weidgerechten Alpenjägern bejagt wurden. Jetzt findet sich schon in zahlreichen deutschen Jagd- und Forsthäusern die edle Zier der Gamsfriden als Wandschmuck.

Für jeden Jäger ist eine Einladung zur Gamsjagd und gar zur Gamsbrunst in Kärnten, Steiermark, Tirol oder Salzburg eine Quelle besonderer Freuden. Sorgfältig werden alle Vorbereitungen getroffen, bevor er über Wälder und Höhen in die Berge fährt. Am Zielbahnhof wartet der Jagdherr, von dessen Gut ein wichtiger Gamsbock mit beitem Reife wachtelt. Hinauf geht's zur Jagdhütte. Fleißige Hände haben dort schon die Dosen in Brand gesetzt, den Herd zur Vereitung heißen Getränks und warmer Speisen entflammt. Gegen Abend treten die Jäger, die Jahr um Jahr mit dem Wild zusammenleben, einfland und Wechsel auch zur Brunnzeit genau kennen, in die Gaststube, um den Büschplan für den kommenden Tag genau zu besprechen. Kurz ist die Nachtstube, weil der Jagdgast einen weiten Weg bis zu dem Standort des alten, besonders starken Bodes hat, der schon vor einem Jahr hätte geschossen werden müssen, denn, mißgünstig wie er ist, raucht er böse und verjagt die jüngeren Böde.

Schon auf dem Büschgang tun sich alle die Wunder dieser herrlichen Berglandschaft auf. Den ganzen Tag pürchen der Jagdherr und Gast über Grate und Schneiden, durch Latzhangen und im Fichtenwald. Viel Gamswild bekommen sie zum Anblick, hören das Pfeifen der Gamsen, wenn die Tiere etwas Verdächtigtes zu vernehmen glauben, und hören das Bläbern des brunnigen Bodes.

Albert Schweitzer:

Weinhumor im Pfälzerland

Es ist nicht verwunderlich, daß in dem sonnen-gesegneten Weinland der Pfalz auch der wein-festige Humor am stärksten ausgeprägt ist und seine üppigen Blüten besonders zur Zeit der Weinlese treibt. Die Freude am herzhaften, befreienden Lachen, die Lust zu Scherz und Witz, zur lebens-bejahenden Selbstironie und Satire, ist dem Pfälzer angeboren. Er selbst bezeichnet sich nur allzu gern als „Krieger“, das heißt Schreier. In einer Gaststube fragte einmal ein Fremder einen Pfälzer, warum er immerzu so schreie, obwohl ihm doch kein Mensch widerpreche. Da antwortete ihm dieser: „Nehmen (trinken) Sie emol acht Schoppen von dem Wein doo, ob Sie's Maul dann noch halte kenne.“ Der Wein und die Pfälzer sind nun einmal unzertrennlich und mit ihm der Humor; meint doch der echte Weinbauer, daß man schon am frühen Morgen zum Zähneputzen eigentlich ein arziges Weinchen nehmen müsse, da das Wasser doch gar zu leicht basillenhaltig sei.

Am liebsten „uen“ sich die Pfälzer selber. So sehr sie auch darauf bedacht sind, einen reinen Wein einzuschenken, so tun sie doch gern so, als ob sie die größten Weinpanscher wären. „Ja, ja“, sagt eines Tages der Hannes zum Schorsch, „im Wein liegt Wahrheit, aber wenn sie raus kommt, kann leicht einer ins Zuchthaus kommen.“ Wer so scherzen kann, hat ein ruhiges Gewissen, und dieses prägt sich in unzähligen Geschichten aus, besonders in jener von dem alten Winger, der sterbend seine Söhne um sich versammelte und ein bisher streng gehütetes Geheimnis offenbarte: „Ihr Buben, noch eins, eh' ich sterbe, merkt's euch und behaltet's für euch: Man kann auch Wein aus Trauben machen.“ Sagt's und stirbt.

Eines Tages guckt der Schorsch zum Fenster raus und sieht den Franzl des Wegs kommen. „Franzl“, ruft er aufgeregt, „kumm emol her, ich verfuß grad ein neue Kresjens. Doo, probier emol den Wein. Großartig, sag ich dir. Versuch'n!“ Und schon reicht er dem Franzl ein Glas Wein zum Fenster hinaus. Der nimmt das Glas, hält's



Arbeitsmädchen bei der Weinlese (Scherl / M)

gegen das Licht, schnuppert und riecht, trinkt und schmeckt und macht dazu ein pfiffiges Gesicht. „Gelt, der schmeckt?“ fragt der Schorsch und fügt erklärend hinzu: „Der kriegt 'nen guten Preis.“ — „Meiner Seel, der schmeckt“, antwortet ihm Franzl. — „Sag emol, Franzl, was meinst, was ich für den Krieger lann?“ — „Ra“, sagt der andere nach einiger Ueberlegung, „sage mer drei Monat!“ Ein andermal treffen sich Franzl und Schorsch auf der Straße. Ersäunt ruft Franzl: „Ah, guck emol doo, der Schorsch! Wie geht's, wie steht's? Was macht dein Wein?“ Schorsch zieht ein betäubtes Gesicht und sagt: „Dem geht's gut, den henn sie laufe lasse, aber mich henn sie ein-g'sperit!“ In früheren Zeiten soll es hin und wieder vorgekommen sein, daß der Wein mitunter gepanscht wurde oder, wie der Pfälzer sagt, „er isch im Keller g'wachse.“ Wurde ein Panischer erwisch, so kam er unweigerlich ins Gefängnis, während man den gepanschten Wein einfach in die Gasse laufen ließ.

Zwischen ein paar fremden Gästen entstand in einer Pfälzer Weinstube ein Streit um eine juristische Formel. Um diesen endlich zu schlichten, wird der Kellner gerufen: „Fragen Sie doch den Wirt, ob er nicht ein Straßengebüsch hat!“ Der Kellner geht und kehrt nach einer Weile verlegen zurück: „Nein, meine Herren, ein Straßengebüsch ist nicht da, aber der Wirt nimmt den Wein auch so zurüd.“

Immer wieder lachen die Pfälzer über die Geschichte ihres Landsmannes, der nach langer Ertung und reichlichem Alkoholgenuss sich endlich bei Vollmondschein auf den Heimweg macht. Er muß durch eine lange Pappellallee wandern. Alle zwanzig Schritte nimmt er einen Anlauf und springt über einen breiten, dunklen Graben, bis er endlich doch noch über einen davon hinfällt und nun merkt, daß es gar keine Gräben waren, sondern die dunklen Schatten der Pappeln.

Die Pfälzer sind mutige Leute, die alle Gefahren des allzu reichlichen Alkoholgenusses kennen, aber mannhaft genug sind, um nicht davor zurückzufahren. Zu ihnen gehörte auch jener Doktor, der zu seinem Freund und Patienten sagte: „Schorsch, Schorsch, wenn du so weiter fährst, richtest du dich zugrunde.“ — „Was“, sagt da der Schorsch erboht, „du fährst doch mehr als ich!“ — „Das schon“, gibt der Doktor kleinlaut zurück, „aber glaubst du denn, daß mir das gut ist?“

Ein Geizhals, der gern ärztlichen Rat umsonst erschlischen hätte, fragte eines Tages den Doktor am Stammtisch: „Sagen Sie emol, Herr Doktor, kenne Sie mer net ein Mittel verrate gene meine rot Nas?“ Der Arzt, der ein guter Menschenkenner war und den Geiz durchschaute, gab ihm zur Antwort: „Frei! frei! — laufe Sie nur so weiter, dann wird sie bald blau.“

In einer Pfälzer Weinstube kommt ein Gast und verlangt ein Ahtel Wein. Sage und schreibe ein Ahtel Wein! „Es is nimmte schön uff die Welt“, höhnt darauf die junge Wirtin, „die Leut kein Wein mehr vertragen. Früher henn sie mehr verschütt, als sie jetzt verfaufe.“

Zimmerpflanzen im Winterquartier

Blumen vermitteln erst recht im Winter viel Freude im Heim. Wie oft aber kann man hören: „Alle Pflege lasse ich meinen Blumen angedeihen. Ich trage sie ja Sonne haben, und auch die Zimmertemperatur ist immer sehr warm. Keinen Tag ver-gesse ich das Gießen, und mit Blumenbinder helfe ich auch tüchtig nach. Trotzdem ist meine Blüthe vergeblich. Alle Blumen geben mir ein, ich habe eben kein Glück damit.“ — Nein, solch Mißgeschick bei der Blumenpflege hat mit Glück nicht das Ge-ringste zu tun. Hier liegt die Sache vielmehr so, daß wir die Lebensgefehe unserer Zimmerpflanzen zu wenig beachten und ihnen zu viel des guten tun.

Nicht alle Topfblumen brauchen gleiche Wärme. Wärmebedürftige Pflanzen gehören nicht ins kalte Zimmer und solche, die kühleren Temperaturen bevorzugen, nicht in warme Räume. Einen warmen Platz lieben z. B. Philodendron, Gloxinien und Draciden (10 bis 16 Grad). Mit weniger Wärme sind zufrieden Alpenveilchen, Aporagras, Aaleen, Aleen, Aaleen, Priemel, Zimmerlinde usw. (8 bis 12 Grad). Noch weniger wärmebedürftig im Winter sind z. B. Fuchsen, Sortenfien, Hagebutten, Tulpen, Zimmerlilien, Myrten, Oleander usw. (3 bis 10 Grad). Unsere Topfblumen haben also in ihrem Winterquartier gewöhnlich einen zu warmen Standplatz.

Die Blätter sind die Lungen der Pflanzen und müssen deshalb möglichst staubfrei gehalten werden. Regenwürmer, die gerne in saurer Erde Aufenthalt nehmen, begeben sich an die Oberfläche, sobald man mehrmals mit einem metallenen Gegenstand in Abständen an den Blumentopf klopfet oder ganz langsam den Topf bis an den Rand ins Wasser taucht. Abgestorbene Blätter, Zweige und Wästen sind zeitig mit einer scharfen Schere zu entfernen, da sie Krankheiten und schädliche Parasiten in Menge beherbergen. Das Gießen der Blumen ge-schehe nur mit abgekandem Wasser, am besten mit zimmerwarmem Regen- oder Schneewasser. Blühende Blumen brauchen mehr Feuchtigkeit. Große Rasse schadet aber mehr als Trockenheit. Das gilt vor allem im Winter. Je kälter es ist, um so weniger Feuchtigkeit brauchen die Pflanzen. Der Wasserverbrauch der Topfblumen in kühlen Räumen ist sehr gering. Die Feuchtigkeitzufuhr regelt sich nach Art, Wachstum und Standort der Pflanzen.

Elzlerland

t, schnuppert und riecht, trinkt und macht dazu ein pfiffiges Gesicht. „Medt?“ fragt der Schorsch und fängt an: „Der kriegt 'nen guten Preis.“ „Seel, der schmeckt“, antwortet ihm „ag emol, Franzl, was meinst, was ge kann?“ — „Na“, sagt der andere, „sage mer drei Monat!“ „Erstaut ruft Franzl: „Ah, guck Schorsch! Wie geht's, wie sieht's?“ „In Wein?“ Schorsch zieht ein und sagt: „Dem geht's gut, den lasse, aber mich henn sie ein-früheren Zeiten soll es hin und umen sein, daß der Wein mitunter e oder, wie der Pfälzer sagt, „er 'wache.“ Wurde ein Panischer er-er umweigerlich ins Gefängnis, en gepanschten Wein einfach in die f. paar fremden Gästen entstand in einflube ein Streit um eine juri-um diesen endlich zu schlichten, er gerufen: „Fragen Sie doch den bt ein Straßengebüsch hat!“ Da bdehrt nach einer Weile verlegen meine Herren, ein Straßengebüsch der Wirt nimmt den Wein auch

er lachen die Pfälzer über die Ge-landsmanne, der nach langer schlichem Alkoholgenuss sich endlich in auf den Heimweg macht. Er lange Pappellasse wandern. Alle nimmt er einen Anlauf und en breiten, dunklen Graben, bis ch über einen davon hinfällt und es gar keine Graben waren, son-Schatten der Pappeln.

sind mutige Leute, die alle Ge-reichlichen Alkoholgenusses fen-ast genug sind, um nicht davor Zu ihnen gehörte auch jener seinem Freund und Patienten Schorsch, wenn du so weiter dich zugrunde.“ — „Was“, sagt erboht, „du fäufst doch mehr als on“, gibt der Doktor kleinlaut ist du denn, daß mir das gut ist?“ der gern ärztlichen Rat umsonst fragte eines Tages den Doktor „Sagen Sie emol, Herr Doktor, et en Mittel verrate gene meine Arzt, der ein guter Menschen-Geiz durchschaute, gab ihm zur frei — „Ja, Sie nur so wei-bald blau.“

lzer Weinstub kommt ein Gast Adel Wein. Sage und schreibe „Es is nimme schön uff de auf die junge Wirtin, die Leut vertrage. Früher kenn sie mehr rekt verfaue.“

merpflanzeninterquartier

steln erst recht im Winter viel Wie oft aber kann man hören: „Ich meine Blumen angebeiden. einem Fensterbrett zum anderen, haben, und auch die Zimmer-er sehr warm. Keinen Tag ver-, und mit Blumenbänder helfe ich. Trotzdem ist meine Miße-Blumen geben mir ein, ich habe mit.“ — „Rein, solch Mißgeschick ge hat mit Glück nicht das Ge-er liegt die Sache vielmehr so, gefesse unserer Zimmerpflanzen und ihnen zu viel des guten tun. Blumen brauchen gleiche Wärme. Pflanzen gehören nicht ins kalte die kühleren Temperaturen he-warme Räume. Einen warmen Philodendron, Gloxinien und S Grad). Mit weniger Wärme weilschen, Apagarus, Agaleen, emeln, Zimmerlinde usw. (S h weniger wärmebedürftig im schffen, Sortenfen, Schazintiben, nen, Myrten, Oleander usw. infere Topfblumen haben also tierer gewöhnlich einen zu war-

die Lungen der Pflanzen und licht staubfrei gehalten mer-die gerne in saurer Erde Auf-ben sich an die Oberfläche, so mit einem metallenen Gegen-n den Blumentopf klopf oder pf bis an den Rand ins Wa-ene Blätter, Zweige und Pfl-mer scharfen Schere zu entfer-n und schädliche Parasiten in Das Gießen der Blumen ge-standenem Wasser, am besten Regen- oder Schneewasser. brauchen mehr Feuchtigkeit, aber mehr als Trockenheit. m Winter. Je kälter es ist, igkeit brauchen die Pflanzen. der Topfblumen in kühlen ng. Die Feuchtigkeitzufuhr Wachstum und Standort des

Der Wolfseher

Erzählung von Oskar Franz Schardt

„Der Wolfseher ist gefallen, und in seiner Klappe kannst du haufen.“ Damit drehte sich der Feldwebel um und ging. Mit Schwung rollte die Tür eines Pferde-stalles auf, eine scheibenlose Tür, schmal, dunkel und hoch wie der Raum. Ganz hinten waren ein Harren und eine eiserne Kasse. Vorn zeigten sich die Umrisse eines einstöckigen Frontbettes aus Balken, Brettern und Maschendraht. Ein Pferde-stall, auch wenn er ganz dunkel ist, hat immerhin etwas Warmes an sich. Das Lager war nicht schlecht. Der Barren widerstand in seiner Beton-falte jedem Versuch, ihn in eine Liegestatt zu verwandeln.

Ueber Arleux zischten die Feindgranaten nach fernem. Das Dach war zerpfittert in seinem Gefäß wie ein Nessel in der Verteidigung. Eine Fingellampe, die im Raum hing, hatte ihr Geheißnis. So schob ich eine Taschenlampe ins Kauerloch und fiel zwischen warmen Decken in den Schlaf wie in einen Schaffelmantel.

In die traumlose Ruhe gaukelte dennoch eine gelbe Phantasie, und dann griff eine dämonische Hand dazwischen. Rudertartig erwachte ich. Es be-

nen Stall, wo er doch Kameraden haben könnte. Und ein tüchtiger Kerl muß er auch gewesen sein, sonst hätte man ihn nicht seinen Launen überlassen.

Nun ergriff die Hand irgendwo die Blend-laterne. Die Batterie war richtig hineingedrückt. Der Finger faßte den kleinen Knopf, und im hel-len Licht stand eine kalkweiße Soldatengestalt, ganz überzogen von Blut bis zu den Taschen des Waffenrocks, die Haare verflebt.

Ein Höllenpust stand plötzlich da, aus dem Dunkel gerissen.

Ich schrie: „Du bist der Wolfseher!“ Er sagte voll Wut: „Warum liegt du denn in meiner Klappe? Da hat keiner sonst hierin etwas zu suchen. Die hab' ich mir selber gebaut.“

Ich schrie dagegen: „Deine Karte hat der Feldwebel schon heimgeschickt. Wo kommst du denn her?“

Der Wolfseher war keiner, der sich hinten herumdrückte und ließ nicht gern einen Kameraden hängen. Er sprang mit Leib und Seele in den Kampf, wenn es nottat.

„Das ist ganz einfach“, sagte er. „Als neulich der Angriff losging, wischte aus den Nebel-schwaden in der Frühe ein Steinbroden herunter. Irrendwo hatte ihn eine Mine losgerissen und an meinen Schädel geworfen. In einen komischen Granattrichter haute es mich hinein. Immer wurde ich dumm, spürte Durst und wurde wieder dumm, und dazwischen folgten Tag und Nacht nacheinander. Keiner hat mich in dem Loch ge-funden, bis der Dumm im Sinn vorbei war. Da machte ich mich selber auf die Socken. Fein schau ich ja nicht aus, aber besser eine wandelnde Leiche als eine begrabene!“

Damit setzte sich der Wolfseher auf einen Sack-floß, der den Stuhl ersetzte, und zeigte mir das Geheimnis der Lampe, die er irgendwo im Niemand-land zusammengelesen hatte. Das Petro-leum, selbstamerweise nicht verschüttet, brauchte er bei feistlichen Gelegenheiten auf, sonst gab es keins. Das Petroleum gehörte zum Reinigen der Minen-werfer.

Man merkt erst in schlimmen Stunden, wenn sie vorübergeht, was für ein Gottesgeschenk das Licht ist. Jetzt konnte ich herzhast zusehen und die Kopfwunde waschen, die fürs erste in Ordnung kommen mußte. Es war ein herrlicher Baner-schädel, der ohne Splitter den großen Stein aus-gehalten, und es war kein Wunder, daß der Wolfseher die Bestimmung verlor, als das Trumm aus dem Nebel fiel, wie er sagte. Mit dem weißen Verband um den Schädel, unter Aufwand aller Verwundetenpäckchen in den Taschen, sah er schon wieder ganz vernünftig aus.

Wir löffelten ein überschüssiges Essen, das im Kochgeschirr nachgeschaut war, gemeinsam. Dann stiegen wir, der Totgesagte und der Lebendige, in die Halle und schnarpten bis zum Morgengrauen. Vor dem Einschlafen meinte ich: „Gehst du nicht gleich zum Feldwebel wegen der Karte?“

„Geheiratet wird sie in den paar Tagen noch nicht wieder haben“, meinte der Wolfseher. „So rasch geht das bei unsereinem nicht, und schlafen wird sie jetzt auch. Soll ich sie mit einem Tele-gramm aus dem Schlaf reifen lassen, den sie ver-dient hat?“ Nachdenklich fügte er hinzu: „Ob sie gerade an die Decke springt vor Freude, wenn sie weiß, daß ich wieder da bin? Das kann ich dir nicht so genau voraussagen.“

Draußen begannen sie, als wir aufwachten, mit dem Sechsendreißigstündigen zu trappen. Also mußte es Morgen und Zeit zum Kaffeefassen sein. Der Wolfseher meinte: „Ein Gaudi ist auch ganz schön!“

„Was für ein Gaudi?“ fragte ich.

„Als Toter will ich wenigstens feistlich ein-ziehen.“

„Wie willst du das anstellen?“ fragte ich wie-der, „wenn du schon aus deinem Mißgeschick einen Spaß machst?“

„Paß auf“, sagte er, „du stehst auf und gehst Kaffeefassen. Schau, daß du möglichst viel erwischst,



Feldgrab deutscher Infanteristen in den Kampfgebieten. Auf der Straße ein zerschossener französischer Tank, der vielleicht ihr Schicksal war. (Scherl / M)

denn wir sind zwei! Ich habe einen Mordsbursch, und keiner soll etwas wissen. Dann gehst du zum Feldwebel hinüber, schau'st möglichst schlau und sagst: „Der Wolfseher ist da!“ und drückst dich wieder.“

Ich holte Kaffee und meldete dann dem Feldwebel: „Der Wolfseher ist da!“

Der Feldwebel sagte: „Der kann ja gar nicht da sein. Der ist tot, und ich hab's schon nach Hause geschrieben. Es ist schade um ihn, denn er war ein tüchtiger Kerl. Vier Mann haben es gesehen, wie er gefallen ist.“

Ich sagte ganz bescheiden: „Herr Feldwebel, der Wolfseher ist doch da!“

„Nun mach die Tür von draußen zu“, brüllte er, „und melde dich beim Revier!“

Ich schloß die Tür von draußen! Bei den Kameraden, die mich für übergeschnappt hielten, ließ ich auch ein Wörtlein fallen, daß der Wolfseher lebe. Da kam auch schon der Feldwebel um-geschnallt über den Hof an die Kolltür, schob sie ein wenig zurück, sah hinein und sah den Wolfseher in der Montur, in der er von draußen ge-kommen war. Wie der Blick fuhr er ihn an: „Warum bist du denn tot, wenn du lebendig bist?“

Der Wolfseher flüsterte ihm in seiner weißen Verbandshülle entgegen: „Das weiß ich selber nicht, Herr Feldwebel.“

Der Feldwebel spreitete die Beine, hatte den Säbel vom Boden hochgezogen und an den Leib gedrückt, und ein ganzer Schwall von Kameraden in den grauen Drillhosen des Morgens, mit Kaffee in den Kochgeschirren, schauten hinter dem Feldwebel in den Stall.

Der Wolfseher lachte, da er keine Falsch-meldung getan hatte, daß es unter den Kalf-streifen und vertrockneten Blutspitern gar komisch ausah. Der Feldwebel aber, der sich zu sehr auf die Augenzeugen verlassen hatte, stürzte davon mit dem Ruf: „Der Himmelhund!“ Zugleich aber freute er sich, als er über den Hof lief, daß er den tapferen Soldaten und guten Kameraden wieder lebend in der Kompanie hatte und meldete ihn in einem langen Schreibbrief lebendig in die Heimat.

So kehrte der Geist Wolfseher, der um Mitter-nacht ganz gegen seine sonstigen Grundsätze einen müden Kameraden aus seiner Klappe reifen wollte, zum rechten Soldatenleben zurück.

Nächtliche Begegnung

Skizze von Werner Respondek

Der Soldat lag wach. Um ihn war das Wun-der: Ruhe, wie er sie lange nicht erlebt, ein wei-ches Bett, blütenweiß und gefedert, und draußen, vorm Fenster, die helle nordische Nacht. Er streckte sich, achtete nicht der Schmerzen dabei, sah mit glühenden Augen und wachen Sinnen die Dinge um sich, die lange Reihe der Betten mit den in die Gesehung schlafenden Kameraden, die Nachtische daneben, mit Büchern, Flaschen und Wassergläsern,

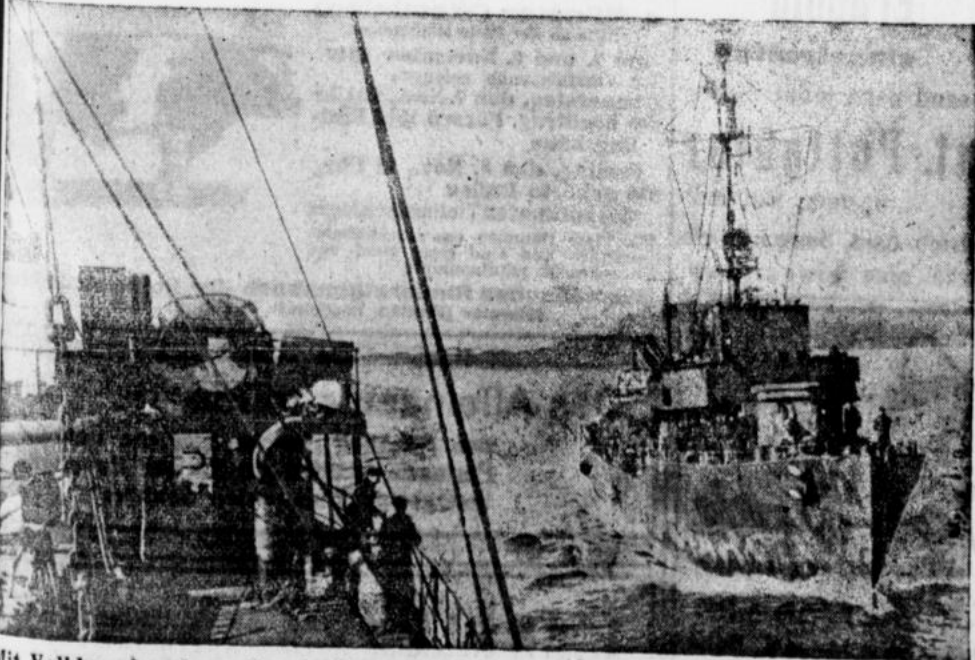
seinen eigenen, auf dem das ER II lag, das der Leutnant ihm heute abend ans Hemd geknüpft, und wandte die Augen wieder zum Fenster.

Es war eine Stunde, geboren aus dem Gefühl erfüllter Pflicht, und von einer Größe, die erschüt-tert, weil sie Unsterblichkeit atmet. War auch von Segen überschüttet, der nicht allein zuteil wird, die den grauen Rod tragen, wenn auch ein schmerzreicher, leidvoller, mit Blut erkaufter Segen. Aber einen anderen gibt es nicht für den Soldaten.

Lange lag der Soldat. Mitternacht kam her-auf und ließ, was bis dahin nur Ahnung war, Wirklichkeit werden vor den Augen des Schauen-den. Weit ging der Blick von diesem Lager. Bis hinauf zu den Kieferbeständen Steilhängen, bis zu den schneebedeckten Kuppen, darüber goldglän-zend der Mond stand, die mitternächtliche Stunde wunderbar verfließend.

Der Soldat kannte diese Höhen anders: jäh des Friedens beraubt, vom Kampf durchzittert, zer-zaut von der Gewalt des Krieges. Jeder Steil-hang eine feindliche Festung, jeder Strauch ein Maschinengewehrnest, jeder Fels der Tod in eigen-er Gestalt. Und erlebte sie wiederum anders, als er, von Schmerz und Fieber geschüttelt, die ersten schlaflosen Nächte auf diesem Lager verbrachte, immer wieder aufwachend und in dem Gewirr von Fels und Wald und Mond das Antlitz der Mutter suchend, der Frau, des Jungen... Und erlebt die erhabene Größe dieser Landschaft noch einmal neu in dieser Stunde nach einem langen Weg, der, das fühlt er, nun aufwärts führt. Was ihm ans Leben wollte, war überwunden. Das Herz schlug wieder ruhig, die Sinne waren klarer, sahen, fühlten, hörten wieder das Schöne und Große, davon er nun aufnehmen wollte wie einer, der nach langer Nacht in die Sella eines jungen Tages tritt.

Wieder tastete seine Hand sich nach rechts, wo das ER II lag. Nun hielt er das Band zwischen den Fingern und das Kreuz lag schwer und breit auf der weißen Sand. Leise ging seine Linde dar-über hin, und wie er das Kalte fühlte, wußte er, daß er schon einmal so getan, damals, 1915, als der Vater zum letztenmal auf Urlaub kam. Da war er, wie Jungens tun, die den Vater lange nicht gesehen, lauschend an ihm hochgesprungen und hatte, als er das Kreuz sah, Kuch und Um-armung vergessen, daß die Mutter ihn schalt, und war nur mit den kleinen Händen saßt darüber-gefahren, den Vater immer wieder fragend und wunderbar ansehend, der ihn schließlich fest an sich drückte, daß er das kalte Eisen noch lange an sei-ner Wange spürte. Auch jetzt, da die Gedanken weit hinausflogen, weit über Grenzen und Meere an ein flandrisches Soldatengrab, hielt er das Kreuz fest ans Gesicht gepreßt und seine Rechte tastete, als suche sie, die Uniform des Vaters zu erfüllen, und schloß sich schließlich, so — als gäben sich Vater und Sohn über Zeit und Tod hin die Hand zu einer Begegnung, die überstrahlt war von dem Wissen um die deutsche Unsterblichkeit.



Mit Volldampf und von dem begleitenden Minensuchboot sicher geleitet, strebt der Trans-porter seinem Ziel zu. (PK-Eschenburg, Weltbild / M)



In Küstennähe sammelt sich der Verband, um die Fahrt durch die englischen Minenfelder anzutreten. (PK-Andros, Weltbild / M)

Der

Don
Karlheinz
Holzhausen

Brunnen des Todes

Eine Erzählung von der englischen Humanität

Das armenige Araberdorf war viel früher da gewesen, als die ungefügen Rohre der Delleitung. Seine Menschen hatten nicht viel gearbeitet, aber sie waren friedlich und durstlos obendrein. Sie verkauften den Arbeiterkolonnen, die ihnen die durstigen eisernen Rohrstämme durch das Land zogen, von ihrem Wasser, das sie in einem schönen Brunnen aufgespart hatten. Nur die englischen Ingenieure zahlten nichts, weil sie es nicht gewohnt waren, für einfaches, klares Wasser Geld zu geben. Die Araber verneigten sich trotzdem ehrfürchtig, denn die Engländer waren die Herren im Land und außerdem trugen sie Revolver und Gewehre. Viele Gerüchte waren durch die Wüste auch zu jenem einsamen Dorf am Wege der Delleitung gedrungen, die von Grausamkeiten der Engländer zu berichten wußten. Es war also besser, die Herzen nicht zu reizen oder ihren bösen Willen zu wecken.

Die Jahre vergingen und die kleinen Araberjungen, deren Eßlust bekannt ist, mußten öfter hungern, weil ihre Väter Steuern zu bezahlen hatten. Einmal im Monat kam ein Engländer mit Gefolge und holte Geld ab. Die einfältigen Araber wußten nicht, für was sie Steuern zu zahlen hatten. Wenn man den Pilgern für ihren weiten Weg nach Mekka etwas Gutes antut, weiß man, was man dafür hat, denn die heiligen Männer beten an der Stätte des großen Propheten dann für die Spender in der weiten Wüste mit. Aber was die Engländer für einen taten, wenn man ihnen von dem wenigen eigenen Geld noch abgab,

war ungewiß. Die Araber entsannen sich aber dann jeweils der Gerüchte, und die Engländer trugen immer noch ihre Waffen. Sie taten sogar etwas für die Steuern. Sie schickten einige große Flugzeuge, die ganz dicht über dem Araberdorf hinwegzogen und einige dunkle Bündel fallen ließen, die einige hundert Yards neben den Hütten riesige Löcher in die Erde rissen. Es gab auch einen wunderbar lauten Knall und die Araber im Dorf hatten ein paar Wochen lang etwas zu erzählen. Da sie keine Bomben kannten, hielten sie das Ereignis für eine Volksbelustigung der Engländer. Im Laufe der Zeit änderte sich aber auch bis zu ihnen die schreckliche Wahrheit durch, daß die Engländer einen Straßenzug führten, weil im Westen einige aufständische Araber die habgierigen Juden grün und blau geschlagen hatten, als sie ihnen die Weiden wegnehmen wollten.

Das kleine Dorf an der Delleitung bekam nun oft Besuch, denn längs der Rohre ritten schwerbewaffnete Posten auf und ab. Die Rohre waren nämlich an etlichen Stellen angebohrt worden. Die Araber in dem Dörfchen schüttelten die Köpfe und merkten nicht, daß sie den Engländern ein Dorn im Auge waren. Sie lagen zu dicht an der „oil-pipe“. An einem Feiertag erschien ein berittener Zug von Soldaten aus dem Westen, stieg im Dorf ab, füllte die Wasserfäusche auf und machte sich wieder gen Osten auf den Weg. Ein Araber wollte gesehen haben, wie einem Soldaten eine große Tüte mit weißem Pulver am Brunnenrand umgestürzt und in die Tiefe verschwunden sei. Ach,

wenn das nun Salz gewesen wäre! Dieses kostbare Salz! Schade, jammerten die Araberfrauen, wirklich schade!

Als erster starb ein kleiner schmutziger Junge, dessen Vater nicht mehr lebte. Er schrie vor Schmerzen und krümmte sich, als frähe sich ein wildes Tier in seinem Leib herum. Dann war er bald tot. Wenige Stunden später starb seine junge Mutter, nur, daß sie sich besser beherrschte. Aber aus ihren erschrockenen Augen konnte man den grauenhaften Schmerz lesen.

Die Araber suchten die Ursache und fanden sie trotz ihrer einfachen Bildung. Der Brunnen enthielt giftiges Wasser. Drei Hunde mußten trinken, obwohl sie die Zähne fleischten und sich gegen das Wasser sträubten. Sie verredeten jaulend und klagend in der Wüste.

Der Brunnen war vergiftet. Das kleine Dorf hatte nun kein Wasser mehr, und die Regenzeit war gerade vorüber. Still und traurig packten die einfachen Menschen ihre Habe und bereiteten sich darauf vor, das Dorf, ihre dürftige, liebe Heimat, zu verlassen. Am Abend kamen die Flugzeuge wieder. Sie kreisten über dem Dorf, warfen dieses Mal nichts ab und flogen in die Wüste. Es waren drei Stiefel gewesen, die sich allmählich auf den Boden des Brunnen hinabsenkten. Die Araber sahen sie an und schrien, denn sie waren gleich auseinandergefahren. Als kleine Punkte verschwanden sie. Kurz bevor die Dämmerung hereinbrach, kamen zwei Himmelsvögel zurück und schienen sich bei dem Dorf verabredet zu haben. Sie kreisten immer und immer wieder, als erwarteten sie den Dritten im Bund. Aber der kam nicht. So flogen die Flugzeuge nach Westen, in die sinkende Sonne hinein.

Andere Tage, mitten in die padenden, geschäftigen Araber hinein, schleppten sich vier todmüde Engländer, offenbar die Besatzung des dritten, irgendwo in der Wüste notgelandeten Flugzeuges. Sie waren sehr durstig. Sie wollten Wasser. Die Araber neigten sich grüßend und schweigend. Da stürzten sich die ungeduldigen Engländer auf den Brunnen, ließen den Eimer hinab und schürften dann das klare Wasser in langen Zügen. Ach, sie konnten gar nicht genug davon trinken und wurden wieder ganz mobil, scherzten gegenseitig, überschütteten sich mit Wasser und bemerkten nun, daß das ganze kleine Dorf im Aufbruch war. Sie fragten nach dem Warum. Die Araber deuteten auf den Brunnen. Er sei gestern vergiftet worden. Da taumelten die Engländer, starrten sich an und fühlten die ersten Anzeichen des Giftes. Es hatte sich wohl im Brunnen inzwischen aufgelöst und das Wasser war nun schon in wenigen Schlucken tödlich. „Wer hat den Brunnen vergiftet?“ schrien die Engländer. „Eure Brüder, die Soldaten!“ sagte die Araber.

Die Engländer brüllten vor Wut und vor Schmerzen und rissen die Pistolen aus den Taschen, feuerten ziellos und irr auf die Araber und schlugen scharf in den heißen Sand.

Als sie lallend starben, zogen die Araber in langem Zug aus dem Dorf in die Wüste hinaus, um sich eine neue Heimat zu suchen. Vielleicht gab es irgendwo in dem weiten Sandmeer einen Winkel der Freiheit, vielleicht holten sie bald die englischen Flugzeuge im Nachschub ein, vielleicht verdrängten sie, die Vertriebenen, früher, aber sie waren zufrieden, denn ihr Schicksal war gerächt.

Anekdoten - Humor

Als sich der alte Brangel eines Tages in seiner Wohnung genauer ansah, kam ihm sein Spiegelbild recht öde vor. Er beschloß, sich einige Abwechslung zu lassen, und ließ auch gleich einen Porträtmaler kommen. Als dieser einige Bilder der Vorfahren Brangels verlangte, sagte der Exzellenz:

„Das ist nicht! Da malen sie doch ein paar Bilder, ein bißchen mit mir, eine schöne Kleiderdrumherum, is ja doch keiner hier, der se jekommen hat!“

So sparsam, wie Brangel sich selbst gegenüber war, war er auch gegen andere. Diese Tugend grenzte bei ihm oft fast an Geiz.

An einem Neujahrsmorgen begrüßte ihn der Nachtwächter seines Reviers mit den Worten: „Der Nachtwächter wünscht Eurer Exzellenz alles Gute zum neuen Jahr!“

„Danke, mein Sohn, wünsche ich dich gleichfalls!“ war Brangels Antwort.

„Was habe ich dich denn eigentlich im vorigen Jahr zu Neujahr gegeben?“

„Nichts, Euer Exzellenz!“ sagte der Nachtwächter erwartungsvoll.

„Na, dann will ich dich was sagen, mein Sohn, dann wollen wir es dieses Jahr auch so halten!“ entgegnete Brangel und schritt seines Weges weiter.

Die Mustergattin

„Ich verstehe wirklich nicht, warum ich ihn heiraten soll“, sagte die Tochter, „wo ich ihn doch absolut nicht ausstehen kann!“

„Ach, das legt sich“, beruhigte sie die Mutter, „genau so ging es mir mit deinem Vater aus, vollkommen gleichgültig!“



„Mein Mann hat mich verlassen, aber wenn ich die Zeitung so aufstelle, merke ich den Verlust nicht so sehr!“ (Politiker)

Die Heimat im Torpister

Erzgebirgische Geschichte von Fritz Thost

Was glaubt ihr wohl, was es bedeutet, wenn ein Erzgebirgler Lust zum Schnitzen bekommt. Das ist nicht die leichte Begierde, die alles, was es in der Welt gibt, auch probieren möchte, nein, diese Lust ist wie ein frischer, fruchtbarer Bergwind, der eine schöne Welt des Blühens und Reifens ankündigt. Diese Lust entspringt dem Blute. Ein altes Erbgut will sich neu offenbaren. Deshalb bedeutet die erste Schnitzstunde oft den Anfang eines schöpferischen Lebens, eben das eines erzgebirgischen Feiertagskünstlers.

So eigenartig und glücklich begann es bei dem Arbeiter Franz Lufsch. In einem Lehrgang der R.S.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ nahm er das erste Mal das Schnitzmesser zur Hand und, er wußte selbst nicht, wie es kam, er schnitzte und schnitzte, als ob er schon zehn Jahre so dageessen und mit Erfolg die Bastelklinge geführt hätte.

Franz Lufsch vergaß alles um sich herum: Die Zeit, den Krieg, seine Frau, seine Kinder, sich selbst. Nur dem einen Bild, das er sich ausgedacht hatte, diente jede Regung seines Herzens und seiner Hände.

Franz wollte das alte Lufschhäufel im Kleinen darstellen, das Häufel am Berggang. Es sollte so sein, wie's „labet un schwebet“, ein wenig schief wie die Wetterfahnen dahinter.

Das hat sich der Franz im stillen gelobt und das will er am Feiertagabend basteln und schnitzen, am Feiertagabend nach harter Tagesarbeit mit vielen Ueberstunden.

Schon ist das Häufel im groben fertig, ein zierliches Häufel, so zierlich, daß man es auf die flache Hand setzen und getrost in die Tasche stecken könnte. Hat der Franz geahnt, als er diese kleinen Maße für sein Werk bestimmte, daß er es wirklich einmal für eine weite Fahrt in unbekante Ferne einpacken würde? Wer weiß.

Jedenfalls ist Franz Soldat geworden so über Nacht und mit solcher Lust, daß er wieder alles um sich herum vergaß, die Zeit, seine Frau, seine Kinder, sich selbst und sogar sein kleines geschnitztes Häufel. Das nimmt uns nicht wunder, denn acht Wochen Ausbildung in der Kaserne haben wenig mit Volkstanz zu tun. Nur so viel, daß sich Franz oft wie ein armeniger Lindenbroden fühlte, den eine ganze Anzahl strenger Meister zugleich und von allen Seiten rücksichtslos zer schnitzten.

Aber alles Ding währt seine Zeit, auch bei den Soldaten, und schon sitzt Franz Lufsch fern im Westen am herrlichen deutschen Rhein im Quartier. Er hat gute Wirtsleute, Leute wie drham. Und wie er am ersten Abend so unter den lieben fremden Menschen sitzt und erzählt und erzählt, so wie ihm der Schnabel gewachsen ist, vom Erzgebirge, seinen Wäldern und Menschen, da fährt's ihm mitten aus dem Herzen heraus: „Aber ihr Leut, is schenkeste von allen is doch mei Heisel! Mei schies Naans Heisel!“ Mit einem Male steht der Franz auf, seine Augen leuchten, denn sie schauen wieder das liebe Bild der einfachen Rächte, als er bastelte und schnitzte. Und wie er nun alles so schildert, was unvollendet zu Hause liegt, da geht es den Wirtsleuten wie dem Franz selber, sie können kaum erwarten, daß Mutter Lufsch Häufel, Holz und Werkzeug schickt.

Mutter Lufsch hat's geahnt, schnell und mit viel Liebe Sie hat zu Holz und Werkzeug auch noch Farben, Moos und Fichtenreisig gelegt, daß alles nach der Heimat riecht und daß dem Franz heimlich die Tränen gekommen sind.

Nun vergeht kein freier Abend, wo der Franz nicht schnitzt und die Wirtsleute drumherum sitzen. Das Häufel is e Staat, sagen die Landser, die guten kommen und die auch solche Häufel im

Erzgebirge stehen haben. Aber dem Franz ist's nie gut genug. Er findet immer noch eine Stelle, die nicht ganz naturgetreu ist, und die Wirtsleute staunen, wie ein Mensch seine Heimat so im Auge und im Herzen mit sich herumtrage.

Das Häufel ist fertig. Was aber nun der Franz noch gestaltet, davon sollte niemand was wissen. In der Nacht, wenn der Strom rauscht und broden die Sterne funkeln, dann macht sich der Franz über seine schwerste und schönste Arbeit. Er nimmt die Lindenbroden und legt sie vor sich hin — der Größe nach: Das ward mei Frau, dos mei Gung un dos mei Maadel.

Franz stellt die zierliche Figur vor sich hin, eine zarte Frauengestalt, nicht größer als der kleine Finger eines Kindes. Er dreht sie rum und num, er summt ein Lied dazu, und plötzlich steht er auf, schüttelt die Späne von der Schürze und hebt das kleine bunte Ding hoch ins Licht. Ru biste artig! Niemand's hat's gesehn, wie Franz das unscheinbare Hölzchen drückte. Aber am andern Tag, da kamen sie aus der ganzen Nachbarchaft gelaufen, die rheinischen Leute und die sächsischen Soldaten und haben sich Häufel und Weibel angesehen. Und es war gut so, daß sie sich dazuhielten, noch etwas Friedliches anzuschauen, denn was nun die Zeit für das wartende Heer brachte, war die Hölle auf Erden, das war der Krieg in Flandern 1940.

Franz Lufsch lag in dieser Hölle mittendrin. Er hat tagelang nicht geschlafen, seine Füße sind wund, sein Leib klebt von Staub und Schweiß, das aber sind alles äußere Schmerzen. Was durch Auge und Ohr, was durch das menschliche Gefühl in sein Inneres drang, das war mehr als Schmerz. Das war der furchtbare Untergang einer Welt. Dörfe und Städte zertrümmert, Bäume und Wälder zertrümmert. Hunderttausende von Feinden zertrümmert, überall Feuer und Tod, Feuer und Tod.

Franz Lufsch hat oft den Tornister aufgerissen im grellen Sonnenschein, in dunkler Nacht, er hat auch immer so nebenbei das kleine blaue Säckchen liegen sein, in das er noch vor Aufbruch in jener denkwürdigen Nacht sorgfältig sein Häufel und die drei zierlichen Figuren einwickelte. Aber nur nicht daran denken!

Immer vorwärts durch brennende, donnernde Städte, über Felder sterbender Menschen, selber nicht mehr als eine von unheimlichem Trieb bewegte Maschine.

Franz Lufsch hat alles hinter sich gelassen, Heimat, Weib und Kind, weil er immer vorn sein mußte.

In einer Nacht erscholl über die Hügel des feindlichen Landes die Fanfare. Frankreich hat die Waffen aus der Hand geworfen. Unbeschreiblicher Jubel erglitz die Kämpfer der deutschen Front. Soldaten umarmen sich, und Jubelrufe in allen Mundarten deutscher Gauen steigen wie das Verklärte einer neuen Zeit empor.

Da hoßt einer abseits der singenden Kameraden. Im spärlichen Licht einer Kerze hat er festsame Dinge auf dem Tornister ausgebreitet. Franz schweigt. In stiller Andacht hoßt er vor seinem Kleinod.

Heimlich haben sich viele seiner Kameraden zu ihm hingeseht und vertieft sich mit ihm in das leibhaftige Bild der Heimat, das er durch viele Schlachten mit sich herumtrug. Sie fühlten, wie von diesen harmlosen Dingen eine wunderbare Wärme ausströmte und wie diese Wärme in ihnen alle Kälteherzigkeit des Krieges auflöste, bis jeder verstohlen sein Herz öffnet wie der Franz sein blaues Säckchen.

Anerkante ostl. Krebsleiste
Saalkarlotten

Frühbote

(ganz frühe)

Flava

Erdgold

eingetroffen

Versand nach jeder Station

Ant. Pottgüter

Lippstadt, Rut 2685

Vertrieb osid. Saatkartotten

(Säcke bitte einsenden)



Jos. Buck

staatl. approb. Augenoptiker

Optikermeister

Lippstadt Nähe Markt

Adolf-Hitler-Straße 22

Ihr Brillenspezialist!

Drehstrom-Motore

kauft und verkauft

Elektro-Apparate-Bau GmbH, Abt. Lippstadt,

tel. 2920

Postfach 101

Horst-Wessel-Str 2

Große Zuchtvieh-Versteigerung

in Münster (Westfalen)

(Halle an der Halle Münsterland)

am 7. und 8. November 1940

Zur Versteigerung gelangen:

Donnerstag, den 7. Nov., 12 Uhr

260 hochtrag. Färsen und Erst-

lingskühe

Freitag, den 8. Nov., 11 Uhr

200 gekörte Bullen

des rothunten Tiefsandschlages

Alle Tiere stammen aus sauberen

Beständen und sind gegen Maul-

und Klauenseuche geschützt.

Westfälisches Rinderstammbuch der Rotbuntzüchter

Münster (Westf.), Engelstraße 40, Fernruf 20525

(8)

Des Alleinseins müde

den richtigen Partner oder die richtige

Partnerin suchen durch ein Zeitungs-

inserat im „Illustrierten Sonntag“.

Der illustrierte Sonntag

Verlag: E. Jos. Laumanns, Hauptverleger: Emil

Reuber; Verlagsleiter: Friedr. Karl Laumanns;

Anzeigenleiter: Herm. Schlepphorst, alle in Lippstadt.

Anzeigenpreis: 8 Pfennig pro 46 mm breite Anzeigenpalte.

Anzeigenpreisliste Nr. 3.